

VON FRANZISKA BRÜNING

**G**edenken oder vergessen? Wenn es um die Nazi-Vergangenheit geht, scheinen die Deutschen nicht zu wissen, was sie wollen. Laut einer aktuellen Studie der Bertelsmann-Stiftung zum Verhältnis zwischen Deutschland und Israel möchten 58 Prozent der befragten Deutschen einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen. Sie meinen: 70 Jahre nach Kriegsende sollte man nicht mehr so viel über die Judenverfolgung reden. Auf der anderen Seite verzeichnen alle KZ-Gedenkstätten und NS-Dokumentationszentren in Deutschland steigende Besucherzahlen – aus dem Inland wie aus dem Ausland. Und das, obwohl seit den Neunzigerjahren immer mehr Orte entstehen, an denen man sich mit der NS-Zeit auseinandersetzen kann. Wer das Interesse der einen wiedergewinnen und das der anderen erhalten möchte, muss dafür sorgen, dass die NS-Zeit nicht als ein historisches, sondern als ein Menschheitsthema begriffen wird, das alle etwas angeht.

Ob sich Junge wie Alte weiter mit der Nazi-Zeit beschäftigen, hängt nicht zuletzt von Lehrern und von Ausstellungsmachern ab – und davon, wie sie Geschichte erzählen. Es ist an der Zeit zu fragen, wie dieses grauenvolle Kapitel, mit dem sich keiner identifizieren mag, künftig vermittelt werden muss. Geht es einfach weiter wie bisher, streng dokumentarisch und vielfach moralisierend, wird die Gruppe jener, die einen Schlussstrich ziehen wollen, langfristig wachsen.

Deutschland steht an einem Wendepunkt, vielen Museumsmachern ist das bewusst. Die Reaktionen darauf sind aber unterschiedlich: Die einen greifen weiter auf scheinbar Bewährtes zurück, die anderen wagen Neues.

**Inzwischen ist Gedenkarbeit Mainstream. Auch deshalb müssen neue Formen entwickelt werden**

In Bayern lässt sich das ganz gut beobachten. In den Dauerausstellungen der Dokumentation Obersalzberg, des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände in Nürnberg oder der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg etwa finden sich museologische Elemente, wie sie in den Präsentationen zur NS-Zeit deutschlandweit dominieren: wissenschaftlich abgesicherte Texte und oft großformatige Fotos. Die klassische Form dieser Erzählweise ist die streng (chronologisch) in Texten und Bildern präsentierte Geschichte etwa eines Lagers. Am kreativsten an einer solchen Präsentation ist noch, wenn zum Beispiel der Weg in die NS-Diktatur in Einzelbiografien dargestellt und Kunst illustriert wird. Im schlimmsten Fall sieht die Ausstellung aus wie ein Geschichtsbuch an der Wand, im besten Fall ist sie anschließend leichter zu verstehen. Aber reicht das aus, um einem durch immer mehr Medienbeiträge, Bücher und Ausstellungen gesättigten Publikum den Nationalsozialismus zu erklären?

Im Nürnberger Dokumentationszentrum sieht der neue Leiter Florian Dierl auch nach 15-jähriger Dauer der Ausstellung noch keinen unmittelbaren Erneuerungsbedarf, weil sie nach wie vor „aktuell“ sei. In Flossenbürg bewegt sich die Schau „Konzentrationslager Flossenbürg 1938-1945“ gestalterisch an der oberen Grenze der derzeit etablierten Darstellungsformen. Ulrich Schwaninger zeigt ein großformatiges Foto einer Jüdin gezeigt, die von Nazi-Schergen durch die Stadt getrieben wird. Dazu ein Text, der die Nürnberger Gesetze erläutert. Es folgen Bilder von zerstörten Synagogen und verstörten Menschen mit der Erklärung der „Reichskristallnacht“ und so weiter. Der Stiftungsdirektor der KZ-Gedenkstätte Buchenwald, Volkhard Knigge, nennt diese sich wiederholende Ausstellungssprache eine „Konfektionierung der Präsentation“.

Dennoch: Was noch vor 30 Jahren undenkbar gewesen wäre, ist heute Wirklichkeit. Aus einst vergessenen Opfer- und Täterorten sind vor allem in den Neunzigerjahren Erinnerungsorte geworden. Es habe einen gesellschaftlichen Lernprozess und eine Professionalisierung in der Wissenschaft und Gestaltung gegeben, sagt Knigge. Was noch in den Sechziger- und Siebzigerjahren als Nestbeschmutzung



ARTWORK: STEFAN DINTER/PHOTO: DPA, STADTARCHIV MÜNCHEN, SPHOTO

# Am Wendepunkt

Wie lässt sich das Interesse an einer Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit hochhalten oder wecken? Auf diese Frage finden Ausstellungsmacher allmählich neue Antworten. Große Bilder mit historischen Begleittexten aufzuhängen, reicht allein nicht mehr. Viel wichtiger wird es, Bezüge zur Gegenwart herzustellen

galt, wird heute von Bevölkerung und Politik mehrheitlich nicht mehr verweigert. Gedenkarbeit ist Mainstream, und genau da beginnt das Problem, das Studien wie die der Bertelsmann-Stiftung widerspiegeln. „Wir müssen unseren Erfolg reflektieren und nachdenken, wie wir die Methoden und Präsentationsformen aus den Neunzigerjahren weiterentwickeln können, um Monotonie zu vermeiden“, sagt Knigge. Denn Monotonie verleitet dazu, sich auf dem Erreichten auszurufen. Zu sehr wiegt man sich in der Sicherheit, aus der Geschichte gelernt zu haben. Doch diese Güngigkeit ist fatal, denn selbst die erwünschte ethische Bildung läuft ins Leere. Fachleute wie der Soziologe Harald Welzer beobachten „Betroffenheitsrituale“: Besucher reagieren, wie sie glauben, dass es von ihnen erwartet wird und wie es die moralisierende Vermittlung oftmals suggeriert. Nachdenken? Fehlansätze. Stattdessen das Gefühl, das Thema sei nun oft genug behandelt worden.

**Haben Besucher das Gefühl, etwas lernen zu müssen, wirkt das eher kontraproduktiv**

Auch in den bayerischen Einrichtungen machen sich die Ausstellungsmacher ihre Gedanken dazu. Viele von ihnen überlegen genau, wie sie das Interesse der Besucher wecken können. Die historische Distanz, die dokumentarische Ausstellungen zwangsläufig schaffen, wird mit kleinen

Tricks abgedeckt. Beispielsweise damit, Ausstellungstexte im Präsenz zu schreiben und sie kurz zu halten.

Grundsätzlich stellen auch die Fachleute in Bayern eine zunehmende Unbefangenheit im Umgang mit dem Thema Nationalsozialismus fest, bedingt durch den Generationenwechsel. Die 30- bis 40-Jährigen haben keine Nazi-Lehrer mehr erlebt, die Jüngeren mitunter nicht einmal mehr Großeltern, die ihnen etwas über die NS-Zeit erzählen könnten.

Axel Drecolt, Leiter der Dokumentation Obersalzberg, sagt, dass man sich diesem Generationenwechsel stellen müsse. Daher überarbeitet er derzeit die Dauerausstellung. Er will künftig stärker multimedial, aber auch musikalisch arbeiten. Für ihn bedeutet „musealer“ etwa, keine Angst vor Realien aus der Nazi-Zeit zu haben. „Die Anziehungskraft, die von diesen Objekten ausgeht, ist heute größer als je zuvor. Heute nutzen, um zum Nachdenken anzuregen“, sagt Drecolt. Gegenwärtig fällt ihm besonders auf, dass das Interesse an der NS-Zeit steigt, obwohl es immer weniger Zeitzeugen gibt. Im Studium habe er noch gelernt, dass ohne Zeitzeugen das Thema in Vergessenheit gerate. Heute werde stattdessen nicht mehr nur nach den Gräueltaten der Haupttäter gefragt, man interessiere sich jetzt mehr für die Rolle des kleinen Mannes. Auf diese neuen Fragen müsse man eingehen. Allerdings will Drecolt nicht mehr – wie noch in den Neunzigerjahren üblich – Lernvorgaben machen, sondern die eigene Urteilskraft stärken:

„Wir möchten den Besuchern nicht mehr den Weg durch die Ausstellung weisen, sondern vermehrt modular arbeiten.“ Besucher sollten selbst entscheiden, womit sie sich beschäftigen wollen, ohne das Gefühl zu haben, etwas lernen zu müssen. Kontraproduktiv wirken ein moralischer Zeigefinger und feste Lernziele, wie sie etwa schon im Begriff „Lernort“ stecken, den viele Häuser als Namen tragen – das sind Erkenntnisse nicht nur aus Besucherforschungen. Auch die Praxis hat das gezeigt.

Gabriele Hammermann von der KZ-Gedenkstätte Dachau will daher eher Fragezeichen setzen als Antworten geben. „Und wir nehmen die Nachgeschichte nach 1945 stärker in den Blick. Junge Leute interessieren sich dafür, was aus dem Ort nach dem Krieg geworden ist und warum“, sagt sie. Vor allem die Bezüge zur Gegenwart sind ihr wichtig. All das wird in der KZ-Gedenkstätte Dachau derzeit schon umgesetzt.

„Warum?“ Diese Frage wird heute viel öfter gestellt. „Warum hat eine Gesellschaft Menschen ausgegrenzt, warum werden Menschen Rassistin?“ Warum-Fragen sind besonders wichtig, denn darin steckt präventives Potenzial, wie Knigge sagt. Gute Gedenkstättenarbeit müsse nach der Nähe zu heute fragen und etwa mit Blick auf die Pegida-Bewegung zur Gegenwartsbeurteilung beitragen.

Am derzeit mutigsten in Bayern lösen sich Jörg Skriebeleit und seine Mitarbeiter in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg von den Schablonen in der Erinnerungsarbeit. Für ihre zweite Dauerausstellung „was

bleibt“, die 2014 mit einem Sonderpreis des Europäischen Museumspreises ausgezeichnet worden ist, haben sie nach neuen Vermittlungsformen gesucht. „Wir orientieren uns auch an Museen, die nicht zum Thema NS-Zeit arbeiten, und wenden aktuelle kulturwissenschaftlich-museologische Debatten auf unsere KZ-Gedenkstätte an“, sagt Skriebeleit. Die „Was bleibt“-Ausstellung arbeitet verstärkt mit Audio-Installationen und einem strukturierten Nebeneinander, statt Nacheinander von Informationen. Der Blick ist bis in die Gegenwart gerichtet und erlaubt den Besuchern, eigene Schlüsse zu ziehen. Auffallend ist neben vielen anderen diskussionswürdigen Aspekten, dass großformatige Fotos fehlen.

**In Flossenbürg sollen Behinderte das Café betreiben – eine starke Botschaft in einem früheren KZ**

Tatsächlich stellen viele Museumsfachleute heute die abschreckende Wirkung von Gräueldarstellungen infrage. Gewalt ist in Filmen und Videospiele alltäglich geworden, da ist bei Besuchern ein Abstumpfungseffekt zu beobachten. Außerdem wird die Frage diskutiert, ob die Opfer des Nationalsozialismus auf großformatigen Bildern nicht ein weiteres Mal vorgeführt werden. Nach vor Jahren sollten diese Fotos als Beweis dafür dienen, dass die Verbrechen der Nazis tatsächlich stattgefunden haben. Seit in Deutschland die Mehr-

heit des Holocaust nicht mehr leugnet, haben sie diese Funktion verloren.

Vielleicht könnten neue pädagogische und gestalterische Ideen auch über eine „Europäisierung des Gedenkens“ entstehen, wie sie Dierl vom Nürnberger Dokumentationszentrum fordert. Schon sein Vorgänger, Hans-Christian Fährich, hat intensiv mit ausländischen Institutionen zusammengearbeitet. Einrichtungen wie das Centre de la mémoire in Oradour oder das Mémorial in Caen in Frankreich zeigen, wie man über die Gegenwart darstellend und inhaltlich den Weg zur Geschichte findet. „Vielleicht geht man im Ausland experimentierfreudiger an Geschichtskapitel heran, von denen man wünscht, sie seien nicht passiert. Hierzulande ist die Angst groß, Fehler zu machen. Im Münchner Stadtmuseum etwa musste die Ausstellung zum Nationalsozialismus vor der Eröffnung 2008 noch einmal überarbeitet werden, weil verschiedene Realien durch die Art der Präsentation überhört wurden – ganz gegen die Absicht der Kuratoren. Dazu gehörte ein SS-Dolch auf Samt. Vielen ist das in Erinnerung geblieben. Trotzdem brauche man experimentelle Formate, sagt Knigge, und eine kritische Auseinandersetzung mit derzeitigen Ausstellungen.

Wieder ist Flossenbürg ein positives Beispiel dafür, welche ungewohnte Wege man gehen kann. Das neue Museumscafé soll von Menschen mit Behinderung betrieben werden. In einem ehemaligen Konzentrationslager ist das eine starke Botschaft, die auch ohne weitere Erklärung funktioniert.